

Manfred Nitsch¹

Entwicklungstheorie unter Unsicherheit

Das Investitionsrisiko als Motor und Störquelle von Entwicklung

Beitrag zur Serie über „Entwicklungstheorie“ in der Zeitschrift „E & Z - Entwicklung und Zusammenarbeit“, hrsg. von der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung, 39. Jg., Heft 8, 1998, S. 200-202; wieder abgedruckt in: Thiel, Reinold E. (Hg.): Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie, Bonn 1999 (DSE Themendienst der Zentralen Dokumentation Nr. 10), S. 312-320; spanische Übersetzung: La teoría del desarrollo bajo condiciones de inseguridad. El riesgo en las inversiones como motor y fuente de distorsión para el desarrollo, in: Thiel, Reinold E. (ed.): Teoría del desarrollo. Nuevos enfoques y problemas, Caracas: Nueva Sociedad, 2001, S. 101-107.

1. Zur Theoriebildung

Der Entwicklungstheorie sind die Gewissheiten abhanden gekommen. Dadurch ist eine unübersichtliche Situation entstanden, in welcher „Theorie“ einerseits totgesagt und andererseits angemahnt wird. Der folgende Beitrag soll die E&Z-Diskussion fortführen unter dem leicht übersehenen Aspekt der *Unsicherheit* - im Sinne der ökonomischen Theorie verstanden als Oberbegriff zu *Risiko* (versicherbar) und *Ungewissheit* (nicht versicherbar, da nicht dem Gesetz der großen Zahl unterworfen).

Bei der Theorie- und Modellbildung geht es ja immer darum, einige wesentliche Charakteristika des Untersuchungsgegenstandes hervorzuheben und von allen anderen zu abstrahieren. Dadurch ergibt sich jeweils ein unterschiedliches *Paradigma*, das in der, wie es so schön heißt, *normalen* Wissenschaft und auch in der Praxis weiter verfeinert, angewandt und differenziert wird, dessen grundsätzlichen analytischen Akzentuierungen und auch Beschränkungen jedoch von seinen Anhängern nicht über Bord geworfen werden und das auch seine pragmatisch-politischen Implikationen und Orientierungen nicht verliert.

¹ Professor für Volkswirtschaftslehre / Politische Ökonomie Lateinamerikas am Fachbereich Wirtschaftswissenschaft und am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin
Rüdesheimer Str. 54-56
14197 Berlin
Tel. (030) 838-3072, -5588, -5464 (Fax)
E-Mail: manfred.nitsch@t-online.de

Die Unsicherheit ins Zentrum der Theoriebildung zu stellen, bedeutet mehr als sie „auch zu berücksichtigen“; es bedeutet einen wirklichen Paradigmenwechsel - weg vom Newtonschen Wissenschaftsideal!

2. Die Verheißungen der „Großen Theorien“

„Große Theorie“ hat immer gemeint, dass das *analytische* Konzept zur Analyse des Seins auch *normativ* als Empfehlung für das Sollen gewendet werden konnte: Das Zeitalter des Massenkonsums auf hohem Wohlstandsniveau erschien mit hoher Sicherheit erreichbar, wenn man nur die logischen Lehren aus der Theorie zöge. In der Modernisierungstheorie im weiten Sinne, also inklusive der neoklassischen ökonomischen Wachstums- und Außenwirtschaftstheorie, verhiessen Marktwirtschaft, Liberalisierung, Freihandel und eine Beschränkung staatlicher Interventionen auf Infrastruktur, Bildung, Gesundheit und eine gewisse soziale Sicherung sowie die Garantie von Recht und Ordnung einen Aufholprozess bis hin zum Lebensstandard der Industrieländer.

Auf der anderen Seite suggerierten Imperialismustheorie, *Dependencia*-Ansatz, *Self-Reliance*, *Cepalismo* und all die anderen Spielarten von Entwicklungstheorie, die auf Asymmetrie, Macht und Hierarchie abstellten, im Grunde *ebenfalls* sichere Wege zum Ziel der modernen Massenkonsumgesellschaft, wenn denn nur die „Neue Weltwirtschaftsordnung“, die soziale Revolution, die importsubstituierende Industrialisierung, die Dissoziation, die Binnenmarkterschließung durch Landreform und/oder sonstige Strukturveränderungen verwirklicht würden.

Inzwischen haben beide Theoriestränge ihren jeweiligen optimistisch-verheißungsvollen Zug und damit ihre Schwungkraft zur Inspiration für Wirtschafts- und Entwicklungspolitik verloren, und letztlich ist es wohl dieser Verlust, der dazu führt, dass mit Recht vom „Ende“ der „Großen Theorien“ gesprochen werden kann.

Da Theorien nicht im luftleeren Raum entstehen und akzeptiert oder verworfen werden, sondern stets so etwas wie den Zeitgeist widerspiegeln, sei die These gewagt, dass die Exponentialfunktion des unbegrenzten ökonomischen Wachstums als Paradigma auch der Lebenserfahrung und dem Lebensgefühl der um 1936-43 geborenen Nachkriegsgeneration entsprach, die, gerade in Deutschland, „auferstanden aus Ruinen“, mehr als jede andere Generation

Menschheitsgeschichte im Zeitraffer durchlebte und als „68er-Generation“ dann auch dem Rest der Welt Freiheit und Wohlstand zuzugestehen und dafür zu kämpfen bereit war.

3. Die neuen Differenzierungen der Entwicklungstheorien

Mit der ersten Ölkrise von 1973 verschwand der naive Glaube an die Angleichung und weitere Steigerung der Einkommen aller Menschen auf der Welt. Für die nachfolgenden Generationen der akademisch Tonangebenden war auch nicht mehr die exponentielle Wachstumsfunktion bewusstseinsprägend, sondern sie wurden sehr viel stärker vom Einerlei eines langweiligen Wohlstands, von der Holperbahn mit Brüchen und Auszeiten im beruflichen wie im privaten Leben oder auch von den Weggabelungen zwischen Karriere und Arbeitslosigkeit geprägt und allenfalls von den politischen, sehr viel weniger den ökonomischen Verheißungen eines neuen „Europäischen Hauses“ im „Globalen Dorf“. Darüber hinaus drangen die ökologischen Probleme und ihre Manifestationen auf der diplomatischen Ebene, kulminierend in der Rio-Konferenz von 1992 und den nachfolgenden Klima-Konferenzen, ins Bewusstsein und in die Theoriebildung vor.

Die Ausdifferenzierung der Entwicklungstheorien geschah zunächst im Rahmen der allgemein konstatierten „Neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas²) ohne erkennbare Struktur, so dass vom „Ende der Entwicklungstheorie“ die Rede war. Versucht man dennoch, aus heutiger Sicht einem Muster auf die Spur zu kommen, dann lässt sich die These aufstellen, dass die beiden eingangs genannten „Großen Theorien“ sich aufeinander zu bewegt haben und Positiv- wie Negativkombinationen eingegangen sind, dass aber beide Stränge und ihre Nachfolger und Hybridformen mit den Problemen der Ökologie und der Unsicherheit noch nicht zurande gekommen sind.

4. Der Mainstream der Entwicklungstheorie

Gemäß dem alten 68er-Spruch, dass die herrschende Meinung die Meinung der Herrschenden ist, und der Weisheit von Keynes im letzten Absatz seiner „General Theory“, dass „Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, ... gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen (sind)“, fällt auf, dass die neoklassische Wachstums-, Außenhandels- und Regionalökonomie *seit ca. 1986 nicht mehr* vom Referenzmodell des allgemeinen globalen Gleichgewichts ausgeht, an dem sie die Welt bis dahin gemessen hatte.

² Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985

Das sogenannte Heckscher-Ohlin-Samuelson-Theorem vom Ausgleich der Faktorpreise auf der ganzen Welt, auch der Löhne, durch Freihandel ohne Migration war seit seiner ersten Formulierung durch Samuelson im Jahre 1949 ein eherer Pfeiler des ökonomischen Mainstream-Denkens gewesen, ähnlich einflussreich wie es das Phasenschema von Rostow mit seinen „Stadien des wirtschaftlichen Wachstums“ von 1960 im Bereich von Zeitgeschichte, Soziologie und Politologie war. Rostows „nicht-kommunistisches Manifest“ (so der Untertitel) hatte ebenfalls das Einholen der Industrieländer im Endstadium der „Massenkonsumgesellschaft“ für alle verheißen.

Es ist interessant, dass Artikel, die kurz nach dem Amtsantritt von Gorbatschow erschienen, als die Pionierleistungen für die als „neu“ deklarierte neoklassische Wachstums- und Außenhandelstheorie gelten. Natürlich gab es auch schon vorher eine große Fülle von wissenschaftlichen Arbeiten, die *economies of scale* ins Spiel gebracht hatten, also die Vorteile der Massenproduktion und damit die Beherrschung von Märkten durch einige wenige Unternehmen oder Länder. Auch das als „neu“ entdeckte *human capital* war in den 60er Jahren bereits und seitdem immer wieder ein Lieblingsthema der Wachstums- und Entwicklungstheoretiker und -praktiker gewesen, und schließlich hatten die jetzt „neu“ in die Lehrbücher aufgenommene „Armutsfalle“ und das „multiple Gleichgewicht“ von Entwicklung und Unterentwicklung in den 1960er und 70er Jahren zu den vom *Mainstream* erbittert bekämpften Befunden der *Dependencistas* gehört.

Lieber spät als gar nicht, könnte man zu diesen Erkenntnisfortschritten sagen, - wenn sich nicht ein Beigeschmack von Opportunismus einstellen würde, weil mit dem Kalten Krieg auch die Verheißung der herrschenden westlichen Theorie und Politik, durch radikale Liberalisierung zu Wohlstand für alle Menschen auf der Welt zu gelangen, zu Grabe getragen wurde. Damit sind schließlich auch ihre Protagonisten aus dem alten „westlichen“ Rechtfertigungszwang entlassen worden, den Entwicklungsländern wenigstens bei Handelspräferenzen und Entwicklungshilfe entgegenzukommen, wenn denn schon das Rezept Liberalisierung noch nicht einmal mehr in der Theorie eindeutige Heilsversprechungen abgibt.

5. Monetär-Keynesianismus als Alternative

Die von Waltraud Schelkle in dieser Reihe vorgestellte monetäre Entwicklungstheorie³, die auf Keynes, Schumpeter und Riese zurückgeht, bietet insofern einen entscheidenden Fortschritt gegenüber der Neoklassik wie der *Dependencia*-Schule, als sie die Unsicherheit und Nicht-Determiniertheit der Zukunft in den Mittelpunkt ihres Paradigmas stellt: Geld ist nicht mehr nur Tauschmittel bei Transaktionen in der Gegenwart, sondern auch und gerade Zahlungsmittel zur Erfüllung von Kreditkontrakten, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpfen. Dadurch wird entscheidend, in welcher Währung solche Kreditkontrakte denominiert sind, - und auf diese Weise tritt die Hierarchie der Währungen ins Zentrum von Wachstumsüberlegungen:

Starke Währungen sind solche mit niedrigem nominalen und realen Zins und hoher nicht-pekuniärer Ertragsrate (wegen der Aufwertungserwartung), während in Weichwährungsländern stets mit einer Abwertung zu rechnen ist und sich deshalb die pekuniäre Ertragsrate (also der Zins) auf einem hohen Niveau einspielt. Der global operierende Vermögenseigentümer, gleichgültig, ob in einem Industrie- oder Entwicklungsland ansässig, verlangt also eine hohe reale Zins- und/oder Profitrate, wenn er ein Unternehmen finanziert, das auf den lokalen Märkten mit der nationalen, stets abwertungsverdächtigen Währung operiert.

Es entsteht ein kumulativer Prozess, in welchem die Investitionen im Hartwährungsland auf Dauer billig zu finanzieren sind, während sich im Weichwährungsland marktbedingt ein hoher Zins einspielt, der die Investitionen verteuert und damit Wachstum und wirtschaftliche Entwicklung bremst.

Nun würde man diesen Ansatz missverstehen, wenn man in ihn Dichotomisierung hineinlesen würde; es geht um Hierarchie und *pyramid-climbing*, nicht um Polarisierung, und schon gar nicht um Fatalismus. Die entwicklungspolitischen Schlussfolgerungen laufen denn auch quer zu den üblichen Schubladen: Härtung der Währung - wie bei den Monetaristen des Mainstream durch Fiskaldisziplin, aber auch - entgegen dem Mainstream - durch Abbau von Importüberschüssen und möglichst Erzielung von Exportüberschüssen; Etablierung eines funktionsfähigen Finanzsektors, *good governance* und Rechtsstaatlichkeit - wie beim Mainstream.

³ Schelkle, Waltraud: Die Theorie der geldwirtschaftlichen Entwicklung, in: E&Z 10/95, S. 267-270

Die typisch keynesianische Vorstellung vom Marktgleichgewicht bei Unterbeschäftigung impliziert staatliche Verantwortung und Sorge für diejenigen, die als Arbeitslose oder als Mitarbeitende in Familienwirtschaften außerhalb formeller Lohnverhältnisse bleiben und nicht in die spezifisch geldwirtschaftliche Arbeitsteilung integriert sind. Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung wird hier - im Gegensatz zum Mainstream der Neoklassik - deshalb für möglich und wahrscheinlich erklärt, weil Vermögenseigentümer sich wegen des Risikos eines Vermögensverlustes in einer ungewissen Zukunft nicht dazu bereit finden, die Produktion der Unternehmen zu finanzieren.

So ist es der Vermögenseigentümer, welcher selbst als *Principal* oder über seinen *Agenten*, den Vermögensbesitzer und -verwalter, spricht: die Bank, die Funktion des letztinstanzlichen *Souveräns* der Wirtschaft im Kapitalismus wahrnimmt, nicht - wie von der Neoklassik unterstellt - der Konsument.

Damit schließt die Theorie der geldwirtschaftlichen Entwicklung an die Debatte über „Institutionen“ im Entwicklungsprozess insofern an, als sie die gesellschaftliche Arbeitsteilung in kapitalistisch verfassten Gesellschaften als hochgradig prekär, labil und artifiziell thematisiert: Es handelt sich *nicht*, wie im Paradigma der Neoklassik, um eine gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Tauschpartnern in der Gegenwart, sondern um eine zwischen Gläubigern und Schuldern, die sich über ihre Erwartungen bezüglich einer prinzipiell unsicheren Zukunft und über den *numéraire*, also die Währung, in welcher sie ihre Kontrakte abschließen wollen, einigen müssen.

Zur Schaffung und Stabilisierung von „Vertrauen“ als gesamtgesellschaftlichem Kitt bieten „Institutionen“ die unerlässliche Voraussetzung. Diese Binsenweisheit beweist ihren Wahrheitsgehalt meist deutlicher in einem plötzlichen „Rückwärtsgang“, etwa beim Evidentwerden von „faulen Krediten“, als im Verlauf des sich stets langsam vollziehenden Aufbaus von Vertrauen. Deshalb wird gerade in Krisenzeiten die Dominanz der monetären über die realwirtschaftliche Sphäre besonders deutlich, weswegen ökonomische Entwicklungs- ebenso wie Krisen- und Unterentwicklungstheorien wenig überzeugen können, wenn sie die Geldsphäre im klassisch-neoklassischen Sinne als „Schleier“ über der eigentlich entscheidenden „Realwirtschaft“ modellieren.

6. Entwicklungstheorie jenseits der Ökonomie

In allen kapitalistisch verfassten, modernen Gesellschaften ist „Die Wirtschaft der Gesellschaft“ (Luhmann⁴) ein Teilsystem, in welchem nur der binäre Code „kann zahlen - kann nicht zahlen“ verstanden wird. Gegenüber der Natur ist genau genommen nicht nur die moderne Wirtschaft, sondern die Gesellschaft insgesamt blind und taub⁵. Zustände der natürlichen Umwelt müssen in gesellschaftliche Kommunikation übersetzt werden, um „Resonanz“ zu finden.

Die Nachhaltigkeit oder Zukunftsfähigkeit von Entwicklung angesichts der Begrenztheit der natürlichen Ressourcen und Senken wird also nicht mehr durch Tabus und Mythen gewährleistet, - die auch in alten Zeiten nicht unbedingt ökologisch korrektes Verhalten gesichert, aber immerhin so etwas wie Scheingewissheiten produziert haben, - sondern die Zukunftsentwürfe und der Umgang mit der Natur müssen mühsam gesellschaftlich konstruiert und implementiert werden. Das gilt für Industrieländer ebenso wie für Entwicklungsländer, weswegen der Begriff „Entwicklung“ ja auch sinnvollerweise global und nicht mehr nur auf „die Unterentwickelten“ angewendet wird.

Geldwirtschaft im Sinne einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung über monetäre Gläubiger-Schuldner-Beziehungen bedeutet nun, dass die Exponentialfunktion der Zinseszinsformel zum Konstruktionsprinzip der Gesellschaft wird, während die Natur - bis auf den Nettozufluss von Sonnenenergie - den Gesetzen des Kreislaufs, der Entropie und des Lebens und Sterbens gehorcht. Handelt es sich also bei der modernen Geldwirtschaft um einen Pakt mit dem Teufel, - wie Binswanger Goethes Faust interpretiert?⁶ Auf jeden Fall ist *die Moderne* durch Unsicherheit über den glücklichen oder fatalen Ausgang des Experiments ihres *Projekts* gekennzeichnet.

7. Entwicklungstheorie und Zukunftsverantwortung

Für das Theoretisieren über „Entwicklung“ bedeutet dies, dass der Agnostizismus des prinzipiell Nicht-Wissen-Könnens sowie die Prophezeiungen und Erwartungen von diesseitigem

⁴ Luhmann, Niklas: Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988

⁵ Ders.: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? 2. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag, 1988

⁶ Binswanger, Hans-Christoph: Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Geldwirtschaft anhand von Goethes Faust, Stuttgart-Wien 1985

Paradies oder baldiger Apokalypse ins Zentrum des neuen Paradigmas rücken. Wenn man die Fiktion aufgibt, die Zukunft vorhersagen zu können, wird der Diskurs über Entwicklung und Modernisierung „reflexiv“⁷, und die Rückkopplungen werden Teil des theoretisch wie ethisch zu bewältigenden Problems. Die moderne Spieltheorie liefert unter dem Stichwort der „Rückwärts-Induktion“ hierzu eine wichtige Lektion, welche die Verantwortung der Intellektuellen beim Umgang mit unsicherer Zukunft verdeutlicht:

Wenn eine Kooperationskette zwischen zwei oder mehr Spielern Zug um Zug ohne zeitliche Begrenzung aufgebaut wird, nehmen die Spieler gewisse Einschränkungen und Kosten auf sich, um in der nächsten Runde auch von den anderen die Einhaltung der Spielregeln und deren Kooperation erwarten zu können. Dieser Aufbau von Vertrauen wird jedoch gestört und sogar von Anfang an zunichte gemacht, wenn die Zahl der Fälle, in denen man kooperiert, begrenzt wird.

Ein Beispiel aus der entwicklungspolitischen Praxis soll dies verdeutlichen: Wenn das Management eines Kredit-Rotationsfonds die Regel aufstellt, dass Kreditnehmer maximal dreimal ein Darlehen aufnehmen können, damit möglichst viele Mitglieder der Zielgruppe erreicht werden, so setzt diese Regel einen starken Anreiz, das dritte Darlehen nicht zurückzuzahlen. Deshalb erhält der Antragsteller dieses gar nicht erst; damit wird aber bereits das zweite und schließlich das erste problematisch, so dass die auf den ersten Blick ganz plausibel erscheinende Regel den Aufbau eines seriösen Rotationsfonds *a priori* unmöglich macht.

Auf die Entwicklungstheorie übertragen, führt ein Insistieren beispielsweise auf dem unsicheren Limit von ca. 40 Jahren, die das Öl noch reichen soll, leicht dazu, dass der Kampf um die Ölquellen angeheizt und die internationale Kooperation erschwert wird. Dabei ist zu bedenken, dass einerseits die Ölvorräte der Erde zweifellos endlich sind, dass andererseits jedoch im 19. Jahrhundert, als die Eisenbahnnetze gebaut wurden, die geschätzten Kohlevorräte ebenfalls niemals für mehr als 40 Jahre gereicht hätten. Wenn man damals von der Unsicherheit, mit der solche Schätzungen behaftet waren und sind, abgesehen hätte, befänden wir uns vielleicht noch heute im Zeitalter der Pferdekutschen.

⁷ Vgl. Beck, Ulrich / Giddens, Anthony / Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996

Als Philosoph, der sich mit Ethik beschäftigt, hat Hans Jonas das Dilemma zwischen Alar-
mismus und Passivität in seiner Ansprache bei der Entgegennahme des Ehrendokortitels der
Freien Universität Berlin auf den Punkt gebracht: „Fatalismus wäre Todsünde des Augenbli-
ckes“⁸. Und von Martin Luther ist das Wort überliefert, auch wenn er wüsste, dass die Welt
morgen unterginge, so würde er „doch heute ein Apfelbäumchen pflanzen“, - wie blass bleibt
gegen solche Worte die „Rückwärts-Induktion“, - selbst wenn die Lektion dieselbe ist!

Abstract (formuliert von der Redaktion)

Für das „Ende der großen Theorien“, die auf beiden Seiten der Mauer wachstumsorientiert
waren, bietet Manfred Nitsch einerseits die Erklärung an, dass exponentielles Wachstum dem
Lebensgefühl einer jüngeren Generation von Theoretikern nicht mehr entspreche, andererseits
aber auch die, dass solches Wachstum angesichts der Endlichkeit der Ressourcen eben nicht
durchzuhalten sei. An die Stelle des Wachstumsmodells tritt bei ihm ein monetär-keynesiani-
scher Ansatz: Aus der Unsicherheit der Kapitaleigner über die zu erzielende Rendite ergeben
sich Antrieb und Hemmung von Investition und damit von Entwicklung.

⁸ Jonas, Hans: Fatalismus wäre Todsünde. Ansprache des Ehrendoktors, in: Böhler, Dietrich / Neuberth, Rudi
(Hg.): Herausforderung Zukunftsverantwortung. Hans Jonas zu Ehren, Münster-Hamburg: Lit, 1992, S. 49-51